

PHILIP GECK · HEIDELBERG

«EUGENIK UND ANDERE ÜBEL»

G. K. Chestertons Plädoyer für den gesunden Menschenverstand

Der englische Journalist und Schriftsteller Gilbert Keith Chesterton (1874–1936) schrieb den Essay *Eugenik und andere Übel*¹ im Jahr 1914, als eugenisches Denken in Großbritannien, vielen europäischen Ländern und den USA florierete. Wissenschaftler, Politiker und Lobbygruppen traten begeistert für eugenische Maßnahmen ein – angetrieben vom ungebremsen Fortschrittseifer der industriellen Hochmoderne. Dabei wussten sie eigentlich nur sehr wenig über genetische Zusammenhänge. Sie waren überzeugt von der simplen Idee, Frauen und Männer mit verheißungsvollem Erbgut zur Fortpflanzung zu bringen und Menschen mit zweifelhafter Disposition daran zu hindern. Dies wurde durch Gesetzesinitiativen wie den *Mental Deficiency Act* unterstützt, der die Abschiebung «Schwachsinniger» in isolierte Einrichtungen legitimierte. Für Chesterton war diese Maßnahme das erste Eugenik-Gesetz, weil seine vage Definition es erlaubte, alle möglichen Menschen als «schwachsinnig» zu bezeichnen und ihnen Ehe und Familiengründung zu verbieten.

Es ist aus heutiger Perspektive interessant und lehrreich, Chesterton bei seiner Kritik des eugenischen Denkens zuzuschauen. Eugenik ist für ihn eine «Anarchie von oben»: Sie wird nicht vom Volk, sondern von staatlichen Technokraten durchgesetzt. Sie ist zutiefst anarchisch, ohne Anfang und logischen Ausgangspunkt, irrational. Denn die Eugeniker stellen die Regel auf, dass jeder Mensch als Produkt seines Erbguts einer eugenischen Kontrolle zu unterwerfen ist – und lassen dabei ihre eigene Person ganz außer acht. Doch wer hat ihnen eigentlich erlaubt, zu leben und über das Leben anderer zu urteilen? Um diesem Dilemma zu entkommen, muss der Eugeniker «jeden, einschließlich sich selbst, als Ausnahme von einer Regel betrachten, die es nicht gibt» (99).

Im Hintergrund des eugenischen Denkens steht nach Chesterton ein in sich selbst verkrümmter Kapitalismus, der die armen Unterschichten selbst

PHILIP GECK, geb. 1987, Studium der Geschichte, Anglistik und Theologie in Freiburg i. Breisgau und Oxford. Student der evangelischen Theologie an der Universität Heidelberg.

hervorgebracht und nun mittels eugenischer Maßnahmen manipulieren will. Der Liberalismus hatte das Freiheitsideal gegen den Sozialismus geltend gemacht, doch nun bestimmt er die intimsten Bereiche des menschlichen Lebens. Nun beherrschen die Reichen nicht nur den Arbeitsplatz, sondern sogar das Schlafzimmer der Armen.

Bis zu diesem Punkt wirkt Chesterton wie ein helllichtiger Prophet, der die postmoderne Kritik an einem Denken vorwegnimmt, das sich selbst als modern, fortschrittlich und human feiert – und dabei nur dem eigenen Machtinstinkt folgt. Tatsächlich muss man bei der Lektüre seines Essays unwillkürlich an die Ikone der Postmoderne, Michel Foucault, denken. Der Soziologe Thomas Lemke, Herausgeber des Essays und Foucault-Kenner, weist in seiner Einführung darauf hin, dass sich Chesterton lange vor Foucaults *Wahnsinn und Gesellschaft* (1961) dafür interessierte, wie die Moderne mit exzentrischen Randgestalten umging. Beide hegten ein tiefes Misstrauen gegen die Kultur der Neuzeit, die jede menschliche Regung unter einen einheitlichen Begriff zu bringen und notfalls gewaltsam zu manipulieren suchte.

Für Foucault war der Wahnsinn ein unzugängliches Rätsel. Er prangerte die bürgerliche Gesellschaft der Neuzeit an, die glaubte, dieses Rätsel souverän entziffert zu haben. Chesterton nimmt in seiner Kritik an eugenischen Maßnahmen eine ähnliche Perspektive ein. Diese sind für ihn der Versuch, von staatlicher Seite aus die Definitionshoheit über die armen Schichten zu erlangen – mittels vager Gesetzesformulierungen, die es ermöglichen, alles und jeden unter den Begriff des «Schwachsinn» zu bringen. Nach Chesterton entzieht sich der Wahnsinn jedoch jeder Kategorisierung: «Insofern der Geisteskranke anders ist, muß er anders sein als jede gattungsmäßige Mehrheit oder Minderheit» (100). Hier liegt er auf der gleichen Linie wie Foucault. Doch sein christliches Weltverständnis lässt ihn den einen Schritt weiter gehen, den Foucault nicht gehen wollte. Auch Chesterton hält den Wahnsinn nicht für ein Rätsel, das man mit etwas Vernunft entschlüsseln kann. Er bleibt für ihn ein Geheimnis, das dem Menschen verborgen ist und auf eine andere Welt hinweist. «Denn es ist das Wesen des Wahnsinns, daß er mit nichts auf der Welt vergleichbar ist: was wahrscheinlich der Grund dafür ist, daß so viele Leute, die weiser waren als wir, ihn auf eine andere Welt zurückgeführt haben» (111).

Hier trennen sich die Wege Chestertons und der postmodernen Skeptiker im Gefolge Foucaults. Indem Chesterton vom «Wesen des Wahnsinns» spricht, macht er sich natürlich des Essentialismus schuldig, den die Postmodernen dadurch vermeiden, dass sie gar keine Unterscheidung zwischen Wahnsinn und Sinn mehr denken wollen. Doch Chesterton hält an einer solchen Unterscheidung fest – ohne den Wahnsinn erklären oder kontrollieren zu wollen. Er attackiert lediglich die eugenischen Technokraten, die

sich anmaßen, die Definitionshoheit auf dem Gebiet von Gesundheit und Krankheit, von Normalität und Abweichung zu besitzen. Chesterton entlarvt diese als heimliche Machtstrategie – und geht trotz allem von «der eindeutigen Existenz von geistiger Gesundheit und Geisteskrankheit» (110) aus. Doch wem kommt das Urteil darüber zu, ob ein Mensch gesund oder geisteskrank ist? Nach Chesterton weder wissenschaftlichen Experten noch objektiven Tests. Einzig die Normalen können darüber urteilen, was unnormale ist. «Abnormen Schwachsinn können nicht die abnorm Schlaunen konstatieren, wie manche Leute offensichtlich glauben. Abnormen Schwachsinn können nur die normal Schwachsinnigen konstatieren» (105). Für das Allgemeine und Normale kann es keine Spezialisten geben, weshalb die Rede von «Gesundheitsexperten» absurd ist. Um zu wissen, was dem Menschen selbstverständlich ist, muss man kein Experte, sondern einfach nur ein Mensch sein. «Nur solange keiner von uns behauptet, mehr als ein Mensch zu sein, ist es so, daß uns die Autorität zukommt, ihn (sc. den Geisteskranken) als weniger als das zu behandeln» (105). Dieser Satz würde im pseudoempathischen Diskurs der Gegenwart zur medialen Steinigung führen. Aber Chesterton wagt diese Formulierung der Sache wegen: Wer einen Menschen als geisteskrank behandelt, wird im Grenzfall gegen dessen Willen handeln. Dazu muss er eine Grundunterscheidung treffen, die im Letzten durch keine wissenschaftliche Theorie oder politische Gesetzgebung gedeckt ist. Er handelt moralisch. Ein Mensch hat nach Chesterton diese Autorität – solange er sich an die Grenzen seiner Existenz hält und nicht mehr als ein Mensch sein will. (Im Allgemeinen plädiert Chesterton übrigens dafür, geisteskranken Menschen in ihren Familien zu lassen und ihnen den Lebensraum zu ermöglichen, der ihnen entspricht.)

Chesterton entpuppt sich hier als leidenschaftlicher Verfechter des *common sense*, des gesunden Menschenverstandes eines jeden «gewöhnlichen Sterblichen». Er interessiert sich weniger für komplexe naturrechtliche Argumentationen als für den *common man*, der weiß, was menschlich ist, weil er ein Mensch ist. Die Versprechungen der Moderne beurteilt er in einem berühmten Essay als «neue Verfolgung des gewöhnlichen Sterblichen» (*The Common Man*, 1950), da sie – wie der Manchesterkapitalismus oder die Eugenik – an der Erfahrung und den Wünschen normaler Frauen und Männer vorbeigehen.

Es ist ein gutes Zeichen, dass der Suhrkamp Verlag diesem unzeitgemäßen Propheten eine Stimme gegeben und Chestertons Essay nun zum ersten Mal in deutscher Sprache veröffentlicht hat. Im Hintergrund steht wohl weniger das Interesse an der Person Chesterton als die Kontinuität zwischen dem eugenischen Denken, das Chesterton bekämpfte, und der biotechnologischen und medizinischen Praxis unserer Zeit. Thomas Lemke verortet Chestertons Essay in seiner glänzenden Einführung im Eugenik-Diskurs des

frühen 20. Jahrhunderts – und macht hinreichend deutlich, dass Chestertons Zeitgenossen über die heutige Situation begeistert wären. Auch wenn die alte Eugenik in der Gegenwart einen schlechten Leumund hat: Andere Übel verkehren unter neuem Namen, doch sind von gleicher Denkart. So zeigt Lemke, dass die heutige Biotechnologie vorgibt, die Selbstbestimmung des Einzelnen zu fördern – und mit diesen schönen Versprechungen ihre grenzenlose Ausweitung vorantreibt. Genetische Analysen des elterlichen Erbguts, pränatale Diagnostik, Abtreibung von behinderten Föten: Man bemüht sich, die eroberten Gebiete des Wissens nicht brach liegen zu lassen. Das Problem der Eugenik ist für uns längst unausweichlich geworden.

In dieser Situation ist Chestertons Essay weiterführend. Er hatte ihn ursprünglich gar nicht veröffentlichen wollen, weil der Weltkrieg die Briten zur Vernunft gebracht zu haben schien. Als die eugenische Begeisterung nach dem Krieg wieder hochkochte, ließ Chesterton seinen Text schließlich doch drucken. Auch in Deutschland hat eugenisches Gedankengut nach 1945 einen erheblichen Dämpfer erfahren. Doch es scheint wiedergekommen zu sein, in neuer Gestalt, Freiheit und Individualität verheißend.

Was ist ihm entgegenzusetzen? Die Postmoderne ist sensibel geworden für falsche Versprechen, für verschleierte Herrschaftsformen und das Zum-Schweigen-Bringen der Stummen. Doch es genügt nicht, die Versprechen zu entlarven. Zu oft geht die Entlarvung mit neuen ideologischen Setzungen einher. Notwendig ist ein neuer Mut zu Normalität, ein selbstbewusstes Eintreten für die Lebensbedingungen gewöhnliche Sterblicher, ein politischer Wille zur Umkehr – gegen das Grundübel der Moderne, das Chesterton «Zwangsläufigkeit» nennt, oder noch lieber: «Unbußfertigkeit». Denn die Welt, in der wir leben, und mit ihr unser Verständnis von Gesundheit und Krankheit, ist weder ein stahlhartes Gehäuse noch eine menschliche Setzung, sondern «das Geheimnis des Schöpfers» (126).

ANMERKUNGEN

¹ Gilbert Keith CHESTERTON, *Eugenik und andere Übel*, hg. u. mit einer Einleitung von Thomas LEMKE, aus dem Englischen u. mit Erläuterungen von Frank Jakubzik, Berlin 2014.